

Copyright © 1999 by the American Psychological Association, 0893-3200/99/\$12.00 DOI: 10.1037/0893-3200.13.1.101

schlechte, ganz beiseite legen. Bei Deinem Entschlusse hierher zu ziehen, darfst Du nicht vergessen, daß dieses seltsame Land ebenso wie und unmöglich wie reich ist. Die Möglichkeit wäre nicht ausgeschlossen, daß vielleicht die Summe von dreihundert Pfund etwas zu hoch gegriffen wäre; aber ich halte letzteres für höchst zweifelhaft, besonders für einen Fremden, der mit den Verhältnissen dieses Landes nicht vertraut ist. Nachdem Du also dreihundert Pfund zurückgelegt, ist es geraten, ungefähr hundert Pfund für Beschaffung von warmen Kleidungsstücken anzulegen, die uns für den langen arktischen Winter, welchem wir beide abdann entgegen gehen, schützen sollen. Du mußt bedenken, daß das Erdreich während acht Monaten so fest gefroren ist, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, hindurchzudringen; sehrig Grad Nahrung unter Null ist hier eine ganz gewöhnliche Erscheinung. In der Tat taucht der Boden selbst im Sommer nur drei bis vier Fuß tief auf. Ich erwähne diese Tatsachen nur, um Dir einen Begriff der Zustände zu geben, welche Dich hier erwarten. Andererseits aber ist das Klima sehr gesund, denn die Luft ist klar und rein.

Da ich mich erinnere, daß Du ein Liebhaber von Fischen bist, so wird Dir die Nachricht, daß sich in den Flüssen ein großer Reichtum an Lachsen befindet, sicherlich sehr willkommen sein. Außerdem bringt jedoch das Land wenig hervor, das zu des Reibes Nahrung gehört, und deshalb lege ich Dir ans Herz, genügende Vorräte für uns beide mitzubringen. Vergiß nichts von den Dingen, die ich hier aufzählende Räte angeführt habe und sei vor allem bedacht, so viel Gutes als möglich einzukaufen, denn jeden entbehrlichen Gegenstand habe ich bereits mit Goldstaub gefüllt. Gutes eignen sich selbstverständlich viel besser zur Aufbewahrung des kostbaren Metalls als Krüge, Wasserflaschen und dergl.; so ich nahm meine Zunft sogar zu einem alten Paar Feinleiden, die ich, nachdem ich sie mit dem köstlichen Stoff gefüllt hatte, unten und oben fest zunähte. Sie sind natürlich dadurch die eigentümlichsten und wertvollsten Feinleiden geworden, die ein Mann wohl je besessen hat.

Wie ich Dir bereits sagte, mußt Du sobald als möglich aufbrechen, das heißt, sobald Du Deine Einkäufe gemacht hast, eine Arbeit, welche ungefähr eine Woche in Anspruch nehmen dürfte. Schreibe mir, bitte, umgehend nach Empfang meiner Seiten, und ich werde mich darauf in Dawson City zu Deinem Empfang einstellen. Sollten Du bereits vor mir anlangen, so frage nicht nach mir, da ich so viel als möglich mein Inkommito wahrnehmen möchte. Im übrigen ist es nicht zu befürchten, daß mir Deine Ankunft verlohren bliebe, das kleinste Ereignis wird hier zur großen Begebenheit aufgeführt.

Und nun laß mich Dir noch einige Worte in betreff der Räte erteilen. Du nimmst ein Villet unter dem Schiff von Liverpool nach Montreal. Dann denüßst Du die kanadische Pazifik-Eisenbahn, welche Dich nach Vancouver führt. Dort bezieht Du das Dampfschiff bis zur Stagnan-Wucht, durch den sogenannten Weisbach direkt nach Dawson City.

Dies war der ungefähre Inhalt des Briefes, den Sie ihm Watten mit lauter Stimme vorlas. Während sie das Schreiben dicht an die Lampe hielt, welche das Gemach spärlich erleuchtete, beobachtete ihr Gatte ängstlich ihren Gesichtsausdruck, um zu sehen, welchen Eindruck der Brief auf sie machte. Er war ganz so wie er gefürchtet hatte. Das Gesicht, welches dieser Wechsel ihres Schicksals zunächst bei ihr hervorgerufen hatte, münderte sich, als sie bei ruhiger Ueberlegung sagen mußte, daß eine so weite Reise wie der Aufenthalt in jenem fernen unwirtlichen Land viele Gefahren im Gefolge haben würde. Außerdem legte sich der Gedanke einer unbestimmten Trennungsdauer von ihrem Gatten schwer auf ihre Seele, und deutlich empfand sie, daß der mögliche Besitz einstigen Reichtums sie nicht dafür entschädigen könne, in Dungen und Wägen während der Abwesenheit des Mannes zu schwelgen, den sie aus wahrhaft inniger Liebe erwählt hatte.

Reich zu werden, möchte ja ganz schön sein, dachte sie mit stierender Stimme, aber es würde mir das Herz brechen, mich von Dir zu trennen! Ob! Ob! Ob! Ich es denn wirklich nötig, mich hier allein zurückzulassen? Könnte ich mich denn nicht mit Dir nehmen?

Mein liebes Kind! Jeder Gedanke hieran ist ausgeschlossen. Ich bin ein gesunder, kräftiger Mann, und das, was dich Woodwin imbande ich durch-

gehen, werde auch ich leisten können. Aber Du, eine arme Frau, an die nie, Du mich kennen gelernt, der Ernst u. die Sorgen des Lebens herantraten, Du würdest jenen Strapazen keinen Widerstand zu bieten fähig sein. Außerdem weißt Du gar nicht, daß ich verheiratet bin, und wir könnten kaum von seiner Grobmut verlangen, daß er noch einen ungetreuen Vah bewillkommene.

Diese Gründe waren für Lucie vollständig überzeugend und sie gewöhnte sich nach und nach an den Gedanken, daß es ein Unrecht von Sylvester Bolton sein würde, dem Drängen seines Freundes nicht nachzugeben und in England zu bleiben.

Dochertreut über das tapere mutige Verhalten seiner Gattin, richtete Sylvester Bolton nunmehr seine ganze Aufmerksamkeit auf die bestmögliche und vorteilhafte Beschaffung all der Gegenstände, deren Einkauf ihm sein Freund so dringend ans Herz gelegt hatte. Er entwickelte dabei eine rastlose Tätigkeit und großen Eifer, von dem Gedanken an eine zeitige Belohnung durch Reichtum und eine baldige Wiedervereinigung mit seiner jungen Gattin erfüllt. Was es doch seiner Meinung nach keine Frau auf der ganzen Welt, welche sich mit den vorerfährlichen Eigenschaften und den Reizen seiner geliebten Lucie messen konnte! Sie war der leuchtende Stern, um den sich seine Gedanken und Wünsche bewegte.

Von gegenseitiger Liebe getragen, genos das junge Paar aus vollem Herzen die Zeit, welche ihnen bis zu Boltons Abreise noch blieb; aber nur zu schnell sollte die Abschiedsstunde schlagen! Wäre Lucie im Stande gewesen, vorauszuahen, welchen Schicksalen ihr Gatte entgegenstehe, so würde kein Reichtum der Welt sie bestimnt haben, ihr die Einwilligung zu seiner Reise zu entziehen.

Vorsicherung folgt.

Nichtverwendung von Invaliditäts-Versicherungsmarken.

Das Invalidenversicherungsgesetz mit seinen „Marken“ gebührt sicher zu den unbedeutendsten Gesetzen, die wir haben. Der Formalismus, welcher dem ganzen Gesetz anhaftet, die peinliche Beobachtung der verschiedensten kleinlichen Vorschriften, welche es erfordert, machen es jedem, der damit zu tun hat, geradezu verhasst, und man ist wohl ziemlich allgemein der Ansicht, daß das ganze Gesetz, je eher je besser abgeschafft wird, nur das was leider noch immer nicht weiß, wie man es ersetzen soll. Es unterliegt keinem Zweifel, daß gegen das Gesetz viel gefehlt wird, und daß vor allen Dingen die Verwendung der Versicherungsmarken vielfach keineswegs so erfolgt, wie das Gesetz es vorschreibt. Gleichwohl das nur vorübergehend so ist das Uebel nicht groß, und es kann ihm abgeholfen werden, werden aber die erforderlichen Versicherungsmarken dauernd, für längere Zeit nicht verwendet, so kann das schwerwiegende Folgen nach sich ziehen. Mit der Frage, inwiefern der Arbeitgeber sich durch eine solche Nichtverwendung hatthaft macht, haben sich mehrere neuere Entscheidungen höherer Gerichtshöfe beschäftigen müssen; sie sind übereinstimmend zu dem gleichen Resultat gelangt. In allen diesen zur Entscheidung gebrachten Fällen waren nämlich die Arbeitgeber seitens der Arbeitnehmer als schadensersatzpflichtig in Anspruch genommen, weil letztere infolge der Nichtverwendung der Versicherungsmarken ihres Anspruches auf die Invalidenrente verlustig gegangen waren; in sämtlichen Fällen sind aber die darauf gegründeten Klagen abgewiesen. In erster Reihe ist zu beachten, daß gemäß § 181 des Invalidenversicherungsgesetzes in seiner neuesten Fassung vom 18. Juli 1899 dem Versicherten, und keineswegs dem Arbeitgeber, die Verpflichtung obliegt, die Duitungsarte ausstellen zu lassen, wennschon letzterer, sofern der Versicherte mit einer Duitungsarte nicht versehen ist oder deren Vorlegung ablehnt, berechtigt ist, auch seinerseits für Rechnung des Versicherten eine anzuschaffen und den vorausgelegten Betrag bei der nächsten Lohnzahlung einzubehalten. Unterbleibt also die Verwendung der Marken, weil überhaupt keine Duitungsarte vorhanden war, so ist dafür in erster Reihe der Arbeitnehmer selbst verantwortlich, er kann mithin, sofern sein Reklamenanspruch infolge dessen erlischt, gegen den Arbeitgeber einen Schadenersatzanspruch nicht geltend machen. Aber auch, wenn beim Vorhandensein einer Duitungsarte die Verwendung der Versicherungsmarken unterbleibt, ist ein solcher Anspruch nicht begründet. Allerdings erfolgt gemäß § 141 des Gesetzes die Entschädigung der Beiträge für die Invalidenversicherung in der Weise, daß der Arbeitgeber bei der Lohn-

zahlung für die Dauer der Beschäftigung die Marken in die Duitungsarte einlegt, auch nach dem Gesetz als Regel es ihm zur Pflicht, die Marken aus eigenen Mitteln zu erwerben, vorbehaltlich der Verzinsung, die Hälfte der Beiträge von dem Versicherten bei der Lohnzahlung einzubehalten, ja der Arbeitgeber macht sich sogar nach § 176 des Gesetzes strafbar, wenn er es unterläßt, die Marken „in ausreichender Höhe und in vorchriftsmäßiger Beschaffenheit rechtzeitig zu verwenden“; das alles ist aber, wie die Gerichte übereinstimmend annehmen, nicht geeignet, einen Schadenersatzanspruch des Arbeitnehmers gegen den Arbeitgeber zu begründen. Es besteht zwischen beiden, was die Verwendung der Marken anbetrifft, kein zweiseitiges, vertragsmäßiges, oder auch nur vertragsähnliches Verhältnis. Mit der Markenverwendung erfüllt der Arbeitgeber lediglich eine haatbürgliche Pflicht; er gibt sie nicht dem Arbeiter, sondern entrichet damit eine öffentliche Abgabe, um dem Versicherten den Vürsorgeanspruch bei der Versicherungsanbahn zu erwerben. Der Rechtsgrund der Markenverwendung ist nicht der Dienstvertrag, sondern die Vorschrift des Invaliditätsgesetzes. Wennbei der Arbeitgeber die Marken nicht so bleibt es dem Arbeiter überlassen, die Behörde bei Zeiten auf diese Unterlassung hinzuwirken. Dazu kommt noch, daß § 144 dem Versicherten ausdrücklich das Recht gewährt, die Beiträge an Stelle des Arbeitgebers zu entrichten, und alsdann Erhaltung des nach Arbeitgeber treffenden Betrages zu beanspruchen. Die Anwartschaft auf die Rente erlischt bekanntlich gemäß § 46 erst, wenn nicht binnen zwei Jahren zwanzig Beiträge entrichtet sind. Inzwischen hat der Versicherungsobligierte vollauf Zeit, dafür zu sorgen, daß die Verwendung der Marken wenigstens nachträglich erfolgt.

Allerlei.

Blitzgefahr im Walde.

Die allhergebrachte und weit verbreitete Annahme, daß der Aufenthalt im Walde bei Gewittern eine höhere Gefahr mit sich bringe als im Freien, kann vor den Ergebnissen neuerer Beobachtungen und Forschungen nicht bestehen. Welchs enbglitiger Entscheidung eines besonderen Falles, in dem ein Waldarbeiter, vor einem heftigen Gewitter Schutz suchend, seiner fünf Minuten entfernten Schlafstelle zugeeilt, aber auf freiem Felde 400 Meter vom Walde von einem Blitzschlage tödlich getroffen worden war, hat das Reichsversicherungsamt von dem Abteilungs-Vorsteher im königlichen meteorologischen Institute zu Berlin, Geh. Regierungsrat Dr. Ahmann unter Vorlegung der Akten ein Gutachten darüber erbeten, ob die Auffassung zutrifft, daß der Wald noch für die 400 Meter entfernte Unfallstelle eine erhöhte Blitzgefahr darstellt habe oder ob etwa andere Umstände die Blitzgefahr an der Unfallstelle erhöht haben, so wie ob die Wissenschaft noch heute an der Auffassung festhält, daß die im Freien sich aufhaltenden Personen keiner größeren Blitzgefahr ausgesetzt seien, als die in geschlossenen Räumen befindlichen Personen. Darüber äußert sich Professor Dr. Ahmann in seinem Gutachten nach der „Rost. Ztg.“ folgendermaßen: Die weit verbreitete Annahme, daß der Wald an sich eine beträchtliche Blitzgefahr hervorrufe, trifft im allgemeinen nicht zu. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß in einem geschlossenen Bestand annähernd gleich hoher Waldbäume verhältnismäßig selten die Blitzschläge vorkommen. Nur dort, wo zwischen den Bäumen größere Zwischenräume vorhanden sind, oder wo einzelne Bäume ihre Umgebung beträchtlich überragen, ist die Wahrscheinlichkeit eines Blitzschlages eine größere. Die Vielzahl der in gleichem Niveau befindlichen Baumstämme wirkt vielmehr eher ausgleichend auf die elektrische Spannung. Außerdem würde ein in einen Wald einschlagender Blitz unbedingt einem Baume folgen und durch dessen Wurzeln zur Erde gehen. Hiernach ist die Blitzgefahr für einen zwischen den Bäumen sich aufhaltenden Menschen im Walde keineswegs eine große Gefahr. Ganz beträchtlich größer ist die Gefahr eines in einen stehenden Baumes oder, allgemein gesagt, in jeden Gegenstand, der auf weitere Entfernung hin den höchsten Punkt des Geländes bildet. Ueber ihn drängen sich die Reut-Potentialflächen auf engen Raume aufeinander und vergrößern dadurch die elektrische Spannung ganz erheblich. Dieser Gefahr ist auch der Bergkletterer unterlegen, als er den Wald verlassen hat und über das freie Feld gelaufen ist. Es ist erwiesen, daß der Gekletterer auf weite Entfernung hin selbst der „höchste Gegenstand“ und demnach der Gefahr, durch einen Blitzschlag getroffen zu werden, in ganz besonderem Maße ausgesetzt gewesen ist. Hiernach muß die Auffassung, daß der 400 Meter entfernte Wald die Blitzgefahr veranlaßt habe, als unzutreffend bezeichnet werden. Ebenso muß verneint werden, daß die Wissenschaft die Blitzgefahr einer im Freien befindlichen Person nicht höher bewerte als die in einem geschlossenen Raume befindlichen. Ich kann mit Bestimmtheit behaupten, daß eine derartige Anschauung den allgemein als richtig anerkannten Lehren der modernen Wissenschaft direkt widerspricht. Beweise für die Richtigkeit der letzteren liefert überhaupt jede Blitzkatastrophe.

den, in ganz besonderem Maße ausgesetzt gewesen ist. Hiernach muß die Auffassung, daß der 400 Meter entfernte Wald die Blitzgefahr veranlaßt habe, als unzutreffend bezeichnet werden. Ebenso muß verneint werden, daß die Wissenschaft die Blitzgefahr einer im Freien befindlichen Person nicht höher bewerte als die in einem geschlossenen Raume befindlichen. Ich kann mit Bestimmtheit behaupten, daß eine derartige Anschauung den allgemein als richtig anerkannten Lehren der modernen Wissenschaft direkt widerspricht. Beweise für die Richtigkeit der letzteren liefert überhaupt jede Blitzkatastrophe.

Englands Sehnsucht nach dem „blauen Bande“ des Ozeans.

Wieder hat ein deutscher Dampfer einen neuen Schnellheitsrekord in der Fahrt über den Atlantischen Ozean aufgestellt, und wieder erbt als Echo auf diese Nachricht in englischen Wätern der Ruf, daß England das „blaue Band“ wiederzuerobern suchen müsse. Die öffentliche Meinung macht es den großen Medien zum Vorwurf, daß die Ueberlegenheit in der Schnelligkeit der Schiffe von der britischen auf die deutsche Ueberlegenheit übergegangen ist, und jetzt soll ein erster Versuch gemacht werden, Englands Sehnsucht nach dem „blauen Bande“ zu befriedigen. Es sollen Dampfer gebaut werden, die 25 Seemeilen in der Stunde fahren und damit den deutschen Rekord von 23,58 Seemeilen allerdings schlagen würden. Ueber die Pläne dieser Schiffe macht der Herausgeber der „Shipping World“ sehr interessante Angaben. Zwischen der Regierung und der Cunardgesellschaft wurde ein Abkommen getroffen, das fünf folgenden Inhalt hat: Die Cunardgesellschaft übernimmt es, zwei Dampfer zu bauen, die eine Schnelligkeit von 25 Knoten haben und für die Regierung verfügbar sind, wenn sie es fordert; die Regierung zahlt dagegen jährlich 3 000 000 Mark Subsidien und leiht der Cunardgesellschaft einen gleichen Betrag zu den Kosten für den „weißen Jaren“ Lämper. Da sie die chinesische Sprache beherrscht, kam sie auf den Gedanken, ihrem Vaterlande in der jetzigen Krisis mit dieser Kenntnis zu helfen. Sie schrieb an einen kommandierenden General, „Verzeihen Sie, daß ich eine Frau bin; sehen Sie mich nur als Kameraden an. Ich will wie die anderen Soldaten alle Beschwerden des Feldzuges ertragen.“ Der General gab daraufhin seine Einwilligung, und die tapere Amazone ging in der Uniform eines Soldaten mit ihrem Regiment zur Front. Sie leitet als Dolmetscherin wertvolle Dienste, unterhandelt mit den chinesischen Beamten, mit den einheimischen Armeelieferanten und hilft ihren Kameraden im Verkehr mit den Einwohnern. Die Soldaten setzen auf sie wie auf eine Heldin und verüben, so gut als möglich, ihr die Strapazen des Feldzuges zu erleichtern.

Der erste Engländer in Indien.

Der erste Engländer, von dem man weiß, daß er nach Indien gegangen ist, war ein gewisser Thomas Stephens, das Mitglied einer angesehenen Familie aus Wiltshire und Student von Exford, der um 1570 ungefähr in der Nähe von Goa landete und 40 Jahre als Missionar der Jesuiten in Goa und Nachbarschaft wirkte. Stephens beherrschte nicht nur völlig das Marathi und das Konhanti, die beiden Sprachen, die von dem größten Teile des Volkes an der Westküste gesprochen werden, sondern er hinterließ sogar außer anderen literarisch wertvollen Werken in der Marathisprache ein „Purana“, und sein Name ist auch heute noch durch seine Werke unter den Bewohnern der Westküste wohlbekannt. Das Gedicht umfaßt über 11 000 vierzeilige Strophen. Er erzählt in einem gehobenen Stil die Vorgänge, die zur Gründung der christlichen Kirche führten, von der Geburt bis zur Himmelfahrt des Herrn, der der Held des ganzen Epos ist. Eine neue Ausgabe der „Purana“ wird in Manglore publiziert werden, da jetzt ein Exemplar der alten Ausgabe nicht mehr zu erlangen ist.

Eyfer der Wohltätigkeit.

Eine beachtenswerte Künstlervereinigung ist in London in der Bildung begriffen. Sie wendet sich gegen eine beliebige Art der Wohltätigkeit, die „Wohltätigkeitskonzerte“. Es ist sehr billig, auf diese Art den Wohltäter zu spielen. Der Saal wird aus den Einnahmen bezahlt, der Veranstalter bekommt sein Honorar und die Truher stellen die Programme auch nicht umsonst her. Aber die Personen, die nun die eigentliche Anziehungskraft bilden, die Sänger und die Sängerinnen, die sind die Opfer dieser Wohltätigkeit. Sie bekommen meist nichts oder doch nur sehr wenig,

Das Sonnenfest der Astronomen.

Man berichtet aus Paris: Die Sonne ist der gefeierte Held einer Festlichkeit gewesen, die auf dem Eiffelturm zur Feier ihres hundertsten Tages in der Nacht vom 21. Juni veranstaltet worden ist. 500 Einladungen waren zu dem Feste, das auf der ersten Plattform des Turmes eingenommen wurde, ergangen, und fast alle die gelehrten Herren, die nach dem Himmel und den Sternen Nacht für Nacht ihr Auge gewandt haben, waren erschienen, um der allen leuchtenden Königin der Welt ihre Verehrung darzubringen. Nach dem Essen, das um 7 Uhr stattfand, zogen die berühmten Herren „Stargazer“ die Hüte ein wenig schief, die Zigarre im Munde, zu der Festvorstellung. Um 9 Uhr zeigt ein Kanonenschuß an, daß die Sonne im Solstitium ist. Der Moment ist feierlich. Dann öffnen sich die Türen des geistlichen. Camille Flammarion hielt eine Conference, die natürlich zum Gegenstand die Sonne hatte. Er schilderte zunächst die Schönheit des alten Sonnenbildes und übertrug dann eine astronomische Beschreibung der Gesellschaft mit der Mitteilung, daß die Sonne verschwinden werde. Doch, fügte er beruhigend hinzu, sei das nicht so ängstlich, es werde immerhin noch zwanzig bis dreißig Millionen Jahre dauern. Es folgten künstlerische Darbietungen, die meist zum Preise der Sonne vorgetragen und gesungen wurden, doch ward auch des Mondes nicht vergessen. Im Winter nach haben sich die Wägen und die Wagen zu Bett, eine Schar von 50 bis 60 Astronomen aber stieg bis zur Spitze des Eiffelturms hinauf; sie verbrachten die Nacht mit Beobachtungen und Experimenten und grüßten dann die aufgehende Sonne.

Eine Amazone unter den Soldaten.

Eine Amazone, die sich Michael Nikolajewitsch nennt, befindet sich, wie einem englischen Blatt berichtet wird, unter den Soldaten, die im fernen Osten für den „weißen Jaren“ kämpfen. Da sie die chinesische Sprache beherrscht, kam sie auf den Gedanken, ihrem Vaterlande in der jetzigen Krisis mit dieser Kenntnis zu helfen. Sie schrieb an einen kommandierenden General, „Verzeihen Sie, daß ich eine Frau bin; sehen Sie mich nur als Kameraden an. Ich will wie die anderen Soldaten alle Beschwerden des Feldzuges ertragen.“ Der General gab daraufhin seine Einwilligung, und die tapere Amazone ging in der Uniform eines Soldaten mit ihrem Regiment zur Front. Sie leitet als Dolmetscherin wertvolle Dienste, unterhandelt mit den chinesischen Beamten, mit den einheimischen Armeelieferanten und hilft ihren Kameraden im Verkehr mit den Einwohnern. Die Soldaten setzen auf sie wie auf eine Heldin und verüben, so gut als möglich, ihr die Strapazen des Feldzuges zu erleichtern.

Der erste Engländer in Indien.

Der erste Engländer, von dem man weiß, daß er nach Indien gegangen ist, war ein gewisser Thomas Stephens, das Mitglied einer angesehenen Familie aus Wiltshire und Student von Exford, der um 1570 ungefähr in der Nähe von Goa landete und 40 Jahre als Missionar der Jesuiten in Goa und Nachbarschaft wirkte. Stephens beherrschte nicht nur völlig das Marathi und das Konhanti, die beiden Sprachen, die von dem größten Teile des Volkes an der Westküste gesprochen werden, sondern er hinterließ sogar außer anderen literarisch wertvollen Werken in der Marathisprache ein „Purana“, und sein Name ist auch heute noch durch seine Werke unter den Bewohnern der Westküste wohlbekannt. Das Gedicht umfaßt über 11 000 vierzeilige Strophen. Er erzählt in einem gehobenen Stil die Vorgänge, die zur Gründung der christlichen Kirche führten, von der Geburt bis zur Himmelfahrt des Herrn, der der Held des ganzen Epos ist. Eine neue Ausgabe der „Purana“ wird in Manglore publiziert werden, da jetzt ein Exemplar der alten Ausgabe nicht mehr zu erlangen ist.

Eyfer der Wohltätigkeit.

Eine beachtenswerte Künstlervereinigung ist in London in der Bildung begriffen. Sie wendet sich gegen eine beliebige Art der Wohltätigkeit, die „Wohltätigkeitskonzerte“. Es ist sehr billig, auf diese Art den Wohltäter zu spielen. Der Saal wird aus den Einnahmen bezahlt, der Veranstalter bekommt sein Honorar und die Truher stellen die Programme auch nicht umsonst her. Aber die Personen, die nun die eigentliche Anziehungskraft bilden, die Sänger und die Sängerinnen, die sind die Opfer dieser Wohltätigkeit. Sie bekommen meist nichts oder doch nur sehr wenig,

und müssen zudem noch Tröfste, Handschuhe usw. selbst bezahlen. Einer dieser geplagten Künstler, Vanden Holland, hat die neue Vereinigung angeregt, deren Mitglieder sich verpflichten, auf feiner Wohltätigkeitsvorstellung meist ohne Honorar mitzumachen; und die leuchtenden Namen, unter ihnen Melba und die Jost, haben sich diesem Protest gegen die Ausnutzung der künstlerischen Kräfte angeschlossen. An der Spitze des Bundes steht die Herzogin von Sutherland, die erklärt hat, daß sie ihre Bekkuna Stasford Doule nie mehr zu Veranstaltungen hergeben

Vom Büchertisch.

Der Org und Dano! — Familienbibliothek. 1. Band: Schott, Die verlorene Stadt. — 2. Band: Derbert, Boalskoper, Der schöne Verbinand. — 3. Band: Verlepp, Hochlandsgeschichten. — 4. Band: Schott: Um einen Hof. — Jeder Band ca. 240 Seiten. Web. in Reinen Preis 1 Mark. Verlag von J. Gabel in Regensburg.

In dem Verlage von J. Gabel in Regensburg ist unter dem Titel: „Der Org u. Dano!“ eine neue Familienbibliothek in 4 Bänden herausgegeben worden, welche die Produkte beliebiger und angelegener katholischer Schriftsteller dem großen Publikum zugänglich machen will. Sie bietet eine Fülle, in welcher Herz und Sinn für das Schöne, Edle und Gute empfänglich gemacht und gesunde Vorstellungen gepflegt und genährt werden. Die Autoren: Dr. Derbert, Anton Schott, Sophie Ernst, Josef Baierlein, Anna Freilrau von Verlepp, Theo Krocetz etc. bürgen dafür, daß Weder geistes geboten wird. Als jetzt sind vier Bände erschienen. Der erste Band enthält eine Erzählung von A. Schott: Die verlorene Stadt; der 2. Band umfaßt zwei Romane: Boalskoper, Der schöne Verbinand, von Dr. Derbert; im 3. Bande erzählt die beliebte Schriftstellerin Anna Freilrau von Verlepp: Hochlandsgeschichten; den 4. Band füllt eine Erzählung von Anton Schott: Um einen Hof aus. Die einzelnen Bände haben ca. 240 Druckseiten und in jeder Band, elegant in Reinen gebunden, zum Preise von 1 Mark durch alle Buchhandlungen ober den Verlag J. Gabel in Regensburg zu beziehen. Wir können die Beschaffung dieser vorzüglich, zeitgemäßen Literatur nur bestens empfehlen. Auch minder bemittelte Familien werden hier in den Stand gesetzt, sich eine schöne Familienbibliothek von bleibendem Wert zu beschaffen. Volksbibliotheken, Lesesallen etc. wird die Sammlung besonders willkommen sein.

Standesamts-Nachrichten.

Stollhand des Standesamtes Bochum.

Vom 21. Juni 1904.

Geburten: Hedwig, Tochter des Fabrikers Friedrich Teinwe, Spikernstraße 2a. Elise, Tochter des Bergmannes Eduard Krone, Galtropstraße 293a. Friedrich, Sohn des Bahnarbeiters Friedrich Wols, Galtropstraße 54. Theresia, Tochter des Schlossers Johann Rüttmer, Mauritsstraße 7a. Werta, Tochter des Bergmanns Heinrich Hüßemann, Wiemelhausen. Aloisius, Sohn des Fabrikers Josef Hartmann, Unterer Zölberg 4. Walter, Sohn des Lehrers Karl Freund, Grumme. Walter, Sohn des Schmieds August Heisel, Rottstraße 81. Frida, Tochter des Arbeiters Hermann Wälder, Rottstraße 10. Luise, Tochter des Kaufmanns Emil Koch, Grabenstraße 44. Adolf, Sohn des Bergmanns Adolf Welling, Hamm. Marianne, Tochter des Bergmanns Peter Traiet, Hamm. Marianne, Tochter des Bergmanns Peter Kolumagal, Wiemelhausen.

Aufgebore: Ranglerer Hermann Kayla und Anna Sandlos, beide Hofheide. Schreiner Emil Seeland und Maria Prante, beide Bochum. Hiltzberger Franz Schramm, Langendreer, und Christine Hiltzmacher, Bochum. Bergmann Karl Artitel, Hofheide, und Maria Zinke, Bochum. Anaphtischist Friedrich Schene, Bochum, und Ida Gunkel, Gagen. Sterbefälle: Hedwig, 13 Monate, Tochter des Bergmanns Emil Dvorak, Adolfsstraße 22. Katharina 8 Jahre, Tochter des Fabrikers Ulrich Engel, Kronprinzstraße 5. Wilhelmine, 1 Jahr, Tochter des Bergmanns Wilhelm Ruppert, Hamm. Christian Friedrich Lang, geb. 09. 07. Jahre, Schützenbahn 21.

Stollhand des Standesamtes Bochum (II. Cstt).

Vom 2. bis 10. Juni 1904.

Geburten. Sohn: Bergmann August Dgel.